

Mein be- und verhinderter schulischer Werdegang – ein Problem auch für die Soziale Arbeit –

Geboren am 06.03.1969 besuchte ich von 1975 an bis 1979 eine wohnort- und wohnungsnahe Gemeinschaftsgrundschule in Witten. Wir waren seinerzeit fünf gleichaltrige Freunde, einmal verschiedengeschlechtliche Zwillinge, Stephanie – die ich zu damaliger Zeit immer heiraten wollte, woraus aber nichts geworden ist, denn mittlerweile ist sie verheiratet und Mutter - und Christian, und einmal Zwillingmädchen, Susanne und Marlene, die wir in unmittelbarer Nähe zusammen wohnten. Da wir dieselbe Klasse besuchten, beschritten wir den Grundschulweg, etwa 500 Meter, immer gemeinsam. Auch das nachschulische Miteinander in der Freizeit war immer gesichert und möglich.

Mit dem Übergang in die Sekundarstufe I trennten sich unsere gemeinsamen Schulwege. Susanne und Marlene verzogen nach Unna, waren somit ganz aus dem Dunstkreis und Stephanie und Christian verzogen in einen anderen Wittener Stadtteil. Stephanie, Christian, Hartwig und ich waren die einzigen Grundschüler, die gemeinsam das städtische Schillergymnasium in Witten besuchten. Hartwig war ein Junge, der zwar auch in unserer Ecke wohnte, zu dem wir aber in der Grundschulzeit nicht den Kontakt pflegten, wie es in der Gymnasialzeit dann der Fall war. So waren es dann auch Hartwig und ich, die den Schulweg zum Gymnasium gemeinsam zurücklegten. Erst auf dem Schulhof des Schillergymnasiums trafen wir vor Schulbeginn auf Stephanie und Christian.

Bis zum siebten Schuljahr verlief auch alles normgerecht und problemlos. Im siebten Schuljahr machten sich dann bei mir die ersten Probleme in den Unterrichtsfächern Mathematik und Englisch bemerkbar. Das Thema für den Mathematikunterricht des gesamten siebten Schuljahres war Geometrie und das wollte nicht in mein Hirn. Die Probleme in Englisch machten sich vor allem im Gebrauch der Grammatik bemerkbar. Das Halbjahreszeugnis wies dann in beiden genannten Fächern die Note mangelhaft auf. Wenn sich diese Zensuren bis zum Schuljahresende nicht verbessern würden, so war der weitere Verbleib in der Klasse sieben voraussehbar oder aber der Wechsel in eine Schule niedrigeren Niveaus. Das wollte ich auf jeden Fall verhindern, denn einmal habe ich von den Wiederholern des siebten Schuljahres in meinem regulären Jahrgang schon wahrgenommen, wie schwierig es ist sich in ein neues Klassengefüge zu integrieren und dann war da noch die Karnevalsfeier bei einer Mitschülerin. Diese Feier war so toll, damals kam aus musikalischer Sicht die Neue deutsche Welle auf und der „Skandal im Sperrbezirk“ von der Gruppe Spider Murphy Gang hatte Hochkonjunktur, dass ich mir nach diesem Spektakel schon gar nicht vorstellen konnte, diese feierfreudige Klasse und auch die Schule jemals lebend zu verlassen. Nun war für den 01. März 1982 eine Mathematikarbeit angesetzt, für die ich dann nur noch am 28. Februar 1982 pauken konnte. Als aber alles Lernen nichts mehr half, entschloss ich mich, wohl – aufgrund des anhaltenden Regens - gegen den Rat meiner Eltern, zu einer Rollschuhfahrt mit den damals noch recht neuen Roller Skates. Unweit von unserer Wohnung entfernt ist dann der Unfall mit seinen nicht vorhersehbaren gravierenden Folgen, die sich in einem schweren Schädel-Hirntrauma, diversen Frakturen und einer spastischen Hemiparese links zeigten, geschehen. Der Unfall, so behaupte ich das aus der Retrospektive heraus betrachtet, war unbewusst intendiert, womit dann ein Suizidversuch vorliegt. An den Unfallhergang kann ich mich, aufgrund einer retrograden Amnesie, nicht erinnern.

Das Schädel-Hirntrauma erforderte zunächst eine stationäre Behandlung in der neurochirurgischen Intensivabteilung und direkt anschließend eine achtwöchige stationäre Behandlung in der unfallchirurgischen Abteilung einer Akutklinik. Während des stationären Verlaufs im Akutkrankenhaus erhielt ich unter anderem mehrmals wöchentlich Besuche meiner gleichaltrigen Wittener Freunde und anderer Mitschüler, die die *Sensation nicht laufen könnender verunfallter Junge mit Metallgestänge im Bein* (die Ärzteschaft spricht hier von einem Fixateur extern) wohl einfach mal sehen und erleben wollten, denn einmal und dann nie wieder habe ich diese Mitschüler da gesehen. Nach diesen drei Monaten im Bochumer Unfallkrankenhaus erfolgte dann der tränenreiche Abschied am Bochumer Hauptbahnhof. Es folgte eine unvorhersehbare lange Trennung, da die stationäre

Weiterbehandlung von da an in dem damals einzigartigen neurologischen Rehabilitationskrankenhaus für Kinder und Jugendliche in Gailingen erfolgte. Stephanie, Christian und Hartwig nahmen sich an meinem Abfahrtstag extra schulfrei, um mich mit einem weißen Bettlaken, auf dem „Tschüß, Onkel Caddi“ geschrieben stand, in die weite Ferne zu verabschieden. *Onkel Caddi* war zu diesem Zeitpunkt mein Spitzname. Der Kontakt, wenigstens zu Stephanie, Christian und Hartwig wurde durch das Schreiben von Briefen, in der Regel mehrere wöchentlich, aufrecht gehalten. Während der Rehaszeit erhielt ich in der Schule für Kranke Unterricht in den Fächern Deutsch, Englisch, Mathematik und Erdkunde/Geschichte. Hierin habe ich mich, den Gutachten zufolge, dann wohl auch gut geschlagen.

Der Bruch kam dann nach neun Monaten mit der Entlassung aus der Rehabilitationsklinik. Von da an habe ich, beginnend mit dem zweiten Halbjahr des achten Schuljahrganges, eine Schule für Körperbehinderte besucht. Es war nichts mehr so wie vorher. Hartwig und ich hatten keinen gemeinsamen Schulweg mehr. Ich traf dann beim Erreichen des Schulhofs auch nicht mehr mit Stephanie und Christian zusammen, sondern führte ein eingeschlossenes Schulleben. Vom achten bis zum Ende des zehnten Schuljahrganges wurde ich allmorgendlich mit einem kleinen Schulbus, zusammen mit anderen körperbehinderten Mitschülerinnen und Mitschülern, in die jetzt nicht mehr wohnort- und wohnungsnahe Schule für Körperbehinderte in einen Vorort von Bochum transportiert. Auf dem Schulgelände angekommen, wurden wir dann gleich in das Schulgebäude verfrachtet, welches nach dem Betreten der letzten körperbehinderten Schülerin oder des letzten körperbehinderten Schülers dann gleich verschlossen wurde. Das Betreten war von nun an – und das war gegen 08⁰⁰ Uhr – bis zum Schulschluss um 15³⁰ Uhr nur über das Öffnen der Tür durch die Schulleitung oder deren Sekretärin möglich. Für die Schülerschaft war ein Verlassen des Schulgebäudes auch nur auf die ringsum vermauerten Schulhöfe möglich. Ein Entkommen aus dieser Anstalt war niemals möglich. Von morgens bis nachmittags war man Gefangene oder Gefangener. Da die Schule strategisch günstig am Ortsrand liegt, zumindest ist somit die Bochumer *normale* Bevölkerung vor dem Anblick der *verkrüppelten* armen Würmchen geschützt, waren Unterrichtsgänge, etwa zum Besorgen der Lebensmittel für den Hauswirtschaftsunterricht, gar nicht möglich. Durch die lange Schulzeit bröckelte dann zwangsweise auch der Kontakt zu Stephanie, Christian und Hartwig immer mehr ab, bis er schließlich ganz zum Erliegen kam. Nach Schulschluss, ich war dann immer erst gegen 16⁰⁰ Uhr daheim, und das nur, weil ich einen sehr besorgten und beherzten Vater hatte der mich täglich von der Schule abholte, musste ich mich erst einmal hinlegen und ausruhen. Gegen 17⁰⁰ Uhr wieder auf den Beinen stand dann Lernen von Vokabeln für Klassenarbeiten o. ä. auf dem Programm. Hausaufgaben, so die anstaltsinterne Absprache, gab es nur über das Wochenende, da wohl die in der Anstalt tätigen Sonderschullehrerinnen und Sonderschullehrer davon ausgingen das die Behinderten ja sowieso nicht wissen was sie in dieser langen freien Zeit tun sollen. Ein langer Tag neigte sich nun dem Ende entgegen und wurde mit dem Abendessen, gegen 18⁰⁰ Uhr abgeschlossen. Da ich nach meiner Konfirmation, die kurz nach meiner Entlassung aus der Rehabilitationsklinik stattgefunden hat und zu der ich mich zum letzten Mal aktiv mit Stephanie, Christian und Hartwig befasst hatte, eine kirchenaffine Persönlichkeitsstruktur entwickelte, besuchte ich donnerstags um 19⁰⁰ Uhr – und das ausnahmsweise - noch den Kindergottesdiensthelferkreis meiner evangelischen Wohnortgemeinde. Hieran partizipierten Stephanie, Christian, weil sie woanders wohnten, und Hartwig, weil er römisch katholisch ist, nicht. Bis zum Erhalt der Fachhochschulreife mit der Zugangsberechtigung für die gymnasiale Oberstufe verlief dann alles unter, administrativ so gewollten, isolierten Bedingungen.

Ab der Jahrgangsstufe 11/I dachte ich dann, dass es aufwärts geht. Von da an unterzog ich mich wieder der Bildung im wohnungs- und wohnortnah gelegenen altherwürdigen städtischen Schillergymnasium in Witten, welches ich bereits bis zum Unfallgeschehen besuchte. Da ich mich schließlich noch im selben Jahrgang befand, wie Stephanie, Christian und Hartwig, war mein Ziel nun die eingeschlafene Freundschaft wieder aufleben zu lassen. Die integrative Beschulung misslang aber durch Unkenntnis von Behinderung der

Lehrerinnen und Lehrer, sowie durch die große Kursgröße. Aus der Körperbehindertenschule war ich Klassen mit höchstens neun Schülerinnen und Schülern gewöhnt und im Grundkursfach Englisch waren wir 25 Schülerinnen und Schüler. Nach umfangreichen schulbehördlichen Querelen, da mich das Schillergymnasium wohl aus Prestige Gründen nicht gehen lassen wollte, erfolgte dann zur 11/II hin der Wechsel in die Rheinische Schule für Körperbehinderte – Sonderschule im Bildungsbereich der Sekundarstufe I und der gymnasialen Oberstufe - in Köln-Müngersdorf. Der Schulbesuch in Köln machte an Schultagen eine Unterbringung in einem Internat für körperbehinderte Schülerinnen und Schüler in Hürth notwendig. Hürth ist ein schlecht erreichbarer Ort zwischen Köln und Bonn. Auch hier waren dann wieder Schulbusfahrten erforderlich. Das Internat war an den Wochenenden, auch außerhalb der Schulferien, immer geschlossen, so dass wir Schüler montags immer von unserem Heimatort mit einem Schulbus abgeholt und in die Schule nach Köln gebracht und freitags in umgekehrter Richtung wieder heimgefahren wurden. Für mich hieß das dann, dass ich montags gegen 05³⁰ Uhr abgeholt wurde, damit ich um 08⁰⁰ Uhr in der Schule war. Die Schulfahrt führte dann noch bei anderen Mitschülerinnen und Mitschülern vorbei, die auch die Kölner Schule besuchten und deren Unterbringung im Internat erfolgte. Durch die begrenzten Internatsöffnungszeiten war dann auch eine Teilhabe am Leben in Köln nicht gewährleistet, da auch hier in der Körperbehindertenschule der Unterricht von 08⁰⁰ Uhr bis 15³⁰ Uhr andauerte und Übungsphasen für Klausuren und dergleichen im Internat dann regelmäßig in den Nachmittags- und Abendstunden anstanden. Durch eine sich im selben Gebäude der Kölner Körperbehindertenschule befindliche Realschule für *normale* Schülerinnen und Schüler, war es uns körperbehinderten Schülerinnen und Schülern, gerade denen aus der Oberstufe aufgrund von Freistunden, erfreulicherweise dann doch möglich das Schulgebäude zu verlassen. Hier wurde der kontrollierte Einschluss nur im Internat in Hürth vollzogen.

Meine Schullaufbahn endete schließlich mit dem Erhalt der Allgemeinen Hochschulreife im Mai 1989 an der Schule für Körperbehinderte in Köln. Die gesamte Sonderschullaufbahn war rückblickend eine Zeit unter isolierten Bedingungen. Freundschaften, auch unter Mitschülerinnen und Mitschülern, kamen nicht zustande, da ein außerschulisches Miteinander, aufgrund der erheblichen wohnörtlichen Distanz, unmöglich war. Ganz besonders hat unter diesen Umständen das Miteinander mit dem anderen Geschlecht gelitten, da ein intensives Kennen lernen nicht stattfinden konnte.

